

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 7.

Montag, 10. Januar

1927.

Strandgut.

Roman von W. Fleck.

(Nachdruck verboten.)

(3. Fortsetzung.)

„O, ein Kind muß nur richtig angeleitet werden, dann kann ihm die kleine Mühe auch zu einer Freude werden“, sagte Fräulein Kölling im Bewußtsein ihrer bewährten Methoden. „Ich bin keine Dichterin, aber ich traue mir doch zu, ein paar passende Verschen zu machen. Neben den Glückwünschen müßte vom Dank gegen Gott, der das Schicksal einer kleinen Waise so väterlich gelenkt hat, die Rede sein.“

Die treu-biedere Miene der Kindergärtnerin reizte den ehemaligen fidele Leutnant.

„Überlassen Sie das ruhig mir, mein Fräulein. Ich besitze eine sehr schöne Auswahl einschlägiger Literatur und werde Doralias schon etwas eintrichtern, an dem meine Schwester ihre helle Freude haben wird.“

„Sie, Herr von Eckstett?“

„Trauen Sie mir das nicht zu?“

Sie sah ihn misstrauisch an. „Gewiß — ich will nicht behaupten — nur, Herr von Eckstett, es müßte etwas sein, das dem kindlichen Standpunkt auch wirklich entspricht.“

„Seien Sie unbesorgt. Ich beherrsche den Jugendstil wie das Abc. Übrigens war ich als Junge berühmt wegen meines Talentes, Dompfaffen abzurichten“, lachte Karl-Otto und bei der nächsten Gelegenheit nahm er sich Doralias vor. Sie erwies sich entschieden gelehriger als ein Dompfaff und wußte bald, was sie wissen sollte.

„Du darfst es aber nur Tante Asta am Geburtstag herzeigen. Nicht vorher und auch keinem anderen Menschen. Hörst du wohl?“

„Ja, Onkel Karl-Otto.“

„Schön, du kriegst also jetzt 'ne Tafel Schokolade, und wenn du hübsch den Mund hältst, kriegst du nachher noch eine.“

Am Geburtstagsmorgen wartete Asta, im Lehnstuhl sitzend, auf ihr Kind und fühlte sich ein wenig wie eine Landesmutter, die der Huldigung getreuer Untertanen entgegensteht. Karl-Otto selbst führte Doralias herein, die niedlich aussah wie eine Weihnachtspuppe, eine mächtige Wippschleife auf dem Kopf, einen Blumenstrauß in der Hand.

„Los, Doralias“, feuerte Karl-Otto an und grinsten diabolisch.

War ein schöner Gymnasiast.

War ein junger Gymnasiast.

Und da war Elisabeth,

Und sie war so jung und nett,

Und sie tat ihn lieben,

Mit den schönsten Trieben —

Karl-Otto hatte gut gepaukt. Die ganze Schauerballade lief ohne Stoden ab bis zum graufigen Schluß.

„Johann Heinrich Seidelbast

Hängte sich an einen Ast,

Zunge hing dem Schuft 'raus

Bis ihm ging die Lust aus.“

Die Kindergärtnerin wurde bald rot, bald blaß.

„Ich kann wirklich nichts dafür, gnädiges Fräulein“, stammelte sie entgeistert, „Herr von Eckstett erbot sich,

er wolle dem Kind etwas beibringen. Ich hab' ja nicht geahnt —“

Karl-Otto wollte sich totlachen, aber Asta fehlte nun einmal jeder Sinn für Humor. Sie schüttelte unmutig den Kopf und sagte mit sanftem Vorwurf: „Aber, Karl-Otto!“ Dann sich zu Doralias wendend: „Das ist nichts Hübsches, Herzchen. Das wollen wir so schnell wie möglich wieder vergessen.“

Die Kleine aber, sehr zufrieden mit sich und ihrer Leistung, hängte sich schmeichelnd an Karl-Ottos Arm. „Ich hab' gar nichts nachgesagt, Onkel. Krieg' ich nun die Schokolade?“

Derartige Späßchen gab es in der Folge noch öfter. Karl-Otto mokierte im stillen über das, was er die sentimentale Wichtigtuerei der Frauenseute nannte, und verurteilte Aastas ernstgemeinte Erziehungsversuche durch allerlei kleine drollige Gegenmaßnahmen. Ihm machte das diebische Vergnügen, aber in das Leben der Kleinen, die sich mehr zu dem lustigen, Schokolade spendenden Onkel hingezogen fühlte als zu den ernststen Tanten, kam dadurch ein gewisser Zwiespalt.

Nachdem Doralias das schulpflichtige Alter erreicht hatte, trat an die Stelle des Kinderfräuleins ein junges Mädchen frisch vom Seminar; ihrem ganzen Wesen nach noch ein halber Backfisch, der durch Überheblichkeit ersetzte, was ihm an Erfahrung abging. Als Asta ihr eines Tages Mangel an Ernst und Autorität vorwarf, war sie beleidigt und es gab eine Szene, nach der Fräulein Sandow kündigte und das Haus verließ. Ihre Nachfolgerin, Fräulein Ingeborg von Wendhausen, war von ganz anderer Art, verblüffend, schick und so weltgewandt, daß Asta sich ihr gegenüber beinahe besangen fühlte. Sie hatte ein süßlich dunkles Gesicht und nahm Karl-Otto alsbald unter das Kreuzfeuer ihrer Blicke. Um Doralias bekümmerte sie sich nur so viel wie unumgänglich nötig, die übrige Zeit widmete sie der Erreichung des Zieles, um dessen willen sie gekommen war, der Eroberung des Hausherrn. Da sie skrupellos und sehr unterhaltend war, wäre es ihr beinahe geglückt. Eine Zeitlang pouffierte Karl-Otto allen Ernstes mit ihr, aber sie legte ihre Schlingen doch wohl nicht vorsichtig genug, und eines Tages fühlte er sich ernüchtert. Er war eben doch, wie er selber sagte, ein zu gerissener alter Fuchs, mit einem eingewurzelten Mißtrauen gegen die Bindungen der Ehe. Mit einem Schlage wurde er ganz korrekt, ganz zurückhaltend, und nach einigen vergeblichen Versuchen, den anfänglichen vielversprechenden Zustand der Dinge wiederherzustellen, gab die gewandte junge Dame das Rennen kurz entschlossen auf. Angebliche Kränklichkeit ihrer Mutter lieferte ihr den Vorwand, das Feld zu verlassen, das ihr doch keine Ernte bringen würde. Erleichterten Herzens sah Asta sie vom Hof fahren und beschloß nach den gemachten Erfahrungen, sich zunächst ohne Erzieherin zu behelfen, bis sich etwas wirklich Passendes und Zuverlässiges gefunden habe. Während der Sommermonate wollte sie ihr Kind selbst unterrichten.

Am Zaun des herrschaftlichen Röhrengartens standen vorsichtig spähend ein paar Dorfjungen. Die süßen Frühpäfel waren reif. Sie hatten ihnen schon mehrmals einen Besuch abgestattet und gedachten es auch heute zu tun, aber die Gelegenheit schien nicht günstig, denn durch die Büsche schimmerte ein Kleid. Wer konnte das sein? „Ach, das ist man Nestvogel“, sagte der eine Bengel. „Nestvogel, kumm her“, schrie er laut. Da schoß Doralias zwischen den Johannisbeerbüschen, wo sie eine allerletzte Nachlese gehalten hatte, hervor. „Ungezogene Dorfjungen! Ihr sollt mich nicht so nennen. Ich heiße Doralias.“ „Heiß die man nicht so. Du bist nit anders als wie. An Nestvogel heißt du doch. Gna' Frölen hett dat sülwst leggt. Smiet uns mat'n poor Appel röwer.“

„Ihr habt mich geschimpft. Nun tu ich's gerade nicht.“ „Geiznuben“, höhnten die Jungen. „Nestvogel is'n Geiznuben.“

Schwabb, flog ihnen ein großer Klumpen Erde um die Köpfe, und ehe sie sich's recht versahen, kletterte Doralias stink wie eine Kage über den Zaun und stürzte sich mit funkelnden Augen auf die Beleidiger. Anfangs hatten die Dorfkinde den Spitznamen nur so von den Eltern aufgeschnappt, ohne sich Böses dabei zu denken, als sie aber dahinterkamen, daß sie das Steinschlägerkind mit den Herrschaftsallüren dadurch ärgerten, ward es ihnen zu einem höchst ergötzlichen Experiment, dessen Wirkung sie jedesmal mit Wonne erprobten, wenn sie Asta oder die „Verzieherin“ in sicherer Entfernung wußten. Von ungefähr waren auch noch ein paar Mädels dazu gekommen. „Nestvogel, Nestvogel“, jubelten sie. Schon lag Doralias sich mit einem Bengel in den Haaren. Und nun war es auch für die Mädels Ehrensache, ihm zu Hilfe zu kommen. Ein schreiender prustender Knäuel balgte sich im Straßenstaub. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein, aber Doralias wehrte sich unerschrocken gegen die vielsache Übermacht.

Da schallte in das Kampfgelöse hinein Astas gebieterische Stimme. „Was geht hier vor? Doralias, wie kommst du zu diesen Kindern? Sofort hierher.“

Einen Augenblick standen die Jungen und Mädels halb trotzig, halb verlegen. Dann liefen sie davon, während Doralias in den Garten zurückturnte. „Du steigst über den Zaun?“ sagte Asta mit ernstem Vorwurf. „Hast du das schon öfter gemacht?“

„Nein, Tante Asta“, sagte Doralias, aber sie log.

„Du darfst das auch nie wieder machen. Es ist ganz und gar unschicklich, daß kleine Mädchen über Zäune steigen. Hörst du?“

„Ja, Tante Asta.“

Fräulein von Castett betrachtete bekümmert ihr Kind. Nein, wie sah es aus! Die Locken zerrauft, das frisch gewaschene, weiße Kleidchen grau wie ein Kartoffelsack, und die seidene Haarschleife lag zertreten im Straßenstaub. „Ich begreife dich nicht. Wie kann man sich nur mit Dorfjungen auf eine Prügelei einlassen?“

„Sie schimpften mich immer Nestvogel.“

„Du würdest sie viel mehr ärgern, wenn du das vornehm ignorierdest.“

„Ich will aber nicht vornehm sein. Und wenn sie mich wieder schimpfen, hau ich sie auch wieder“, sagte Doralias störrisch, und dann fing sie plötzlich an zu weinen.

„Warum weinst du, Kind? Hat dich einer verlegt? Hast du Schmerzen?“

Nein, Schmerzen hatte Doralias nicht. Sie wußte selbst kaum, was ihr war. Sie weinte, weil der Garten verschlossen war, weil die Kinder sie foppten, mit denen sie im Grunde so gern herumgelaufen wäre, weil Einsamkeit auf ihr lastete, wie ein dumpfes, unerkanntes Weh.

Als Asta ins Haus zurückkehrte, fand sie Frau Pastor Dennert aus Bollingen im Salon. Sie wollte mit Fräulein von Castett in einer Armenangelegenheit sprechen, im übrigen war sie fröhlich und verließ ihr Haus selten. Von ihrem Sopaplatz aus beobachtete sie Doralias, die zwischen den Blumenbeeten vor der Veranda herumtrödelte. Man sah ihr die Langeweile gleichsam schon von hinten an. „Was hat sie denn für Spielgefährten?“ fragte die alte Dame.

„Sie hat eigentlich nur mich, aber wir zwei amüsieren uns sehr gut zusammen. Kinder, die für sie in Frage kämen, gibt's hier leider nicht. Inspektors haben keine, und durch die Flegelseien der Dorfjungen will ich mir doch meine Erziehungsresultate nicht verderben lassen.“

„Ach, liebes Fräulein von Castett, glauben Sie es einer alten Frau, die sechs wilde Jungen und Mädels zu tüchtigen Menschen erzogen hat, Kinder gehören nun einmal zu Kindern, und ein bißchen Flegel ist lange nicht so schlimm wie Einsamkeit. Nur gegen- und miteinander schleifen Steine sich ab.“

„In diesem speziellen Fall liegen die Dinge doch anders. Da ist immer die Gefahr, daß die räuspelhafte Art der Ratenkinder in Doralias verwandte Saiten anklängen läßt. Bedenken Sie ihre Herkunft. Wenn die Reime von Art und Unart ihrer Eltern, die in ihr schlummern mögen, ganz abgestoßen sind, wenn Doralias sozusagen ganz mein geistiges Eigentum geworden ist, dann werde ich sie in den Familien unserer Kreise vorstellen, obgleich ich das nicht einmal für unbedingt nötig halte. Es ist mein Ideal, ihr eine so reiche innere Welt zu schaffen, daß sie von der äußeren unabhängig wird. Das ist ja für uns Frauen allzuoft das einzige, was uns bleibt“, sagte Asta und rief dann Doralias herein, die die Jungfer längst mit reinem Kleidchen und neuer Haarschleife versehen hatte. Sie wurde immer gerufen, wenn Besuch kam, damit sie lerne, sich zu benehmen. Sie machte ihr Knidschen auch sehr nett, denn Blödigkeit war ihr völlig fremd. Sie war gegen Fremde zutraulich wie ein zahmer Buchfink.

Vortsetzung folgt.

Der fliegende Holzhändler.

Von Matthäus Becker.

Mein Freund, der Holzhändler Emmanuel Ruhwidel, war durch rastlosen Arbeitseifer aus kleinen Anfängen zu einem gewissen Wohlstand gelangt. Jetzt aber hatten die grohen Anforderungen an das eigene Leistungsvermögen ihn dringend erholungsbedürftig gemacht.

Wir beschloßen eine gemeinsame Wanderung durch den deutschen Südboten. Großstadtmüde, wie ich war, hoffte auch ich durch reichliche Gaben Natur und Romantik wieder großstadtmunter zu werden. Mit jedem Schritt, der die Entfernung zwischen mir und meinem Schreibtisch vergrößerte, wuchs meine Lebensfreude. Emmanuel allerdings machte mir Sorge. Ihm war sein Arbeitsgebiet sozusagen in die Natur gefolgt: sobald wir einer Waldung ansichtig wurden, redete er nur von Raummetern und Klaftern, von Stämmen, Schwellen und Bohlen. Ich sagte mir, daß er Anregungen besonderer Art bedürfe. Und diese Anregungen erfuhren wir früher, als ich gedacht hatte.

Schon am dritten Tag kamen wir nach — nein, der Name tut nichts zur Sache. „Kurz- und Spezereiwarenhandlung von Leberecht Niemeyers sel. Witwe“, stand über dem Laden, in dem wir unsern Rauchvorrat aufzufrischen beschloßen. Rasselnd tönte die Türklingel durch das ganze Haus. Mäblich verklang der nachsitternde Schall in der Pause des Wartens. Das alles war so alt und vertraut. Jetzt teilte sich im Hintergrund eine Portiere, und ich sah in eine helle Stube mit Plüschgestühl und Spitzendecken, mit Buchsen und Begonien drüben vor dem Fenster. Dann fiel die Portiere zurück, und vor uns stand die lieblichste junge Dame, der ich je begegnet war.

Fort war die drückende Enge des Krämerladens, fort die Atmosphäre von Kaffee und allerlei Gewürzen, von Moder und all dem jahrzehntelangen Krämer- und Kundenklatsch. Statt alledem war da auf einmal eine zum Totfüßen herzige Maß mit einem Paar Augen, das — nun wir hatten bei Leberecht Niemeyers seliger Witwe alles andere erwartet als ein solches Paar Augen.

Niemals ist ein Zigarettenkauf mit größerer Umständlichkeit vollzogen worden. In tausend Dingen befundeten wir Interesse, an den Ausflüchten des Wetters, den Sehenswürdigkeiten des Städtchens, den Leiden und Freuden der Bewohner. Beim Kapitel der Freuden vernahmen wir, daß am selben Abend im „Gasthof zum Möhren“ der Verein „Amicitia“ sein Stiftungsfest feiern werde, ein Fest mit Theateraufführungen und Ball. Mehr noch: wir erfuhren, daß sie, die Liebliche, an diesem Fest teilzunehmen gedachte.

Eine halbe Stunde später hatten wir im „Möhren“ ein

Zimmer gemietet. Die Hoffnung, der Wirt könne uns zu Amicitias Jubelfeier Einlaß verschaffen, erwies sich leider als trügerisch. Nur Mitglieder und geladene Gäste waren geduldet.

Mühsam hatten wir uns frühzeitig zu Bett begeben. Von irgend woher drang Musik gedämpft an mein Ohr. Vor dem geistigen Auge sah ich die Goldselige aus der Kur- und Spezialewarenhandlung von Leberecht Niemeyers sel. Witwe am Arm eines Tänzers, den ich mir mit Behagen so unsympathisch wie möglich ausmalte. Immer ferner und ferner klangen die Töne, und eben war ich wohl am Einschlafen, als vom andern Bett her mein Name gerufen wurde. Ich weiß nicht, wodurch ich bewogen wurde, mich schlafend zu stellen; aber ich weiß, daß das Unheil nur dadurch seinen Lauf nehmen konnte. Eine Weile hörte ich nichts als die gedämpfte Ballmusik und die eigenen heuchlerisch tiefen Atemzüge. Dann vernahm ich leise Schritte, leise wurde die Tür geöffnet, leise wieder geschlossen.

Ich erhob mich, fuhr in die Kleider und eilte Emmanuel nach. Der lange Korridor war schwach beleuchtet. An seinem andern Ende bot sich mir ein grotesker Anblick. Dort war eine hohe Zweiflügelstür mit halbkreisförmigem Oberlicht. Ein Schrank, der heute Abend noch davor gestanden hatte, war beiseite gedrückt. An seiner Stelle stand jetzt ein Stuhl. Zwischen Korridorende und Stuhl schwebte Emmanuel Ruhvidel, gestützt auf die Rampe des Oberlichts, im Derszen dem Himmel vermutlich näher als dem Stuhl. Denn mit den Augen — das fühlte ich — mit den Augen folgte er der Goldseligen aus dem Laden der seligen Witwe.

Was nun geschah war, wie die Romanschriftsteller älteren Stiles zu sagen pflegen, das Werk weniger Sekunden. Eben hatte ich die Situation wahrgenommen, da wandte Emmanuel den Kopf und sah mich. Die Flügel tasteten nach unten, die Tür klinkte auf, der Stuhl fiel. Jemand öffnete von innen die beiden Flügel angelweit und prallte zurück.

Ich sah in einen erleuchteten Saal mit gepugten Menschen. Dutzende erstaunter Augen waren auf den im Türrahmen schwebenden Mann im Nachthemd gerichtet. Ich kannte keins dieser Augenpaare — doch eins kannte ich! Ganz im Vordergrund stand die Goldselige, nur zwei Schritte entfernt von dem schwebenden Emmanuel. Ihr Arm ruhte in dem eines jungen Mannes mit harmlosem Pausbackengesicht, das zum großen Teil aus einem vor Verwunderung aufgesperrten Mund bestand.

Am schnellsten hatte der Kapellmeister die Situation erfasst. Er gab ein Zeichen, und das Orchester bot Emmanuel einen Tusch. Gleichzeitig — ich wollte meinen Augen nicht trauen — gleichzeitig hatte die Goldselige den Arm aus dem ihres Tänzers genommen und klatschte und jauchzte wie ein Kind. Und alle umringten Emmanuel und stimmten ein in den fröhlichen Beifall.

Emmanuel war abgesprungen. Verstört stand er vor seinem vergnügten Publikum. Auf einmal sah ich mit Grausen, wie er beide Arme mit gespreizten Händen in die Luft stieß, einige Male blitzschnell Kniebeuge machte und, nach links und rechts Tränen schneidend, die Junge weit herausstreckte. Er ist wahnsinnig geworden! fuhr es mir durchs Hirn.

Die schadenfrohen Dämchen und Herrchen wichen eilends in den Saal zurück, und schon hörte man hysterische Schreie. In diesem Augenblick wandte der Mann im Nachthemd der festlichen Gesellschaft den Rücken, ließ ihn durch eine Verbeugung besonders aberundet in Erscheinung treten, schloß schnell die beiden Flügeltüren und stürzte mit ein paar Sprüngen an mir vorbei in unser Zimmer.

„So,“ prustete er, als ich hinter mir abschlossen hatte, „die haben doch noch ihre Lektion erhalten. Komm, laß uns zu Bett gehen.“

Sollte ich ihm eine Strafpredigt halten? Unsinn, er war genug bestraft!

Es war schon gegen Morgen, als fräustiges Pochen ertönte. Draußen stand ein merkwürdiges Aleeblatt: der Wirt, ein Herr im Ballanzug und ein Schupo. Man drängte mich ins Zimmer, und der Herr im Ballanzug sagte, auf den im Bett liegenden Emmanuel deutend: „Da liegt der Kranke.“

Zehn Minuten später verließen Emmanuel, der Schupo und ich das Haus. Der Herr im Ballanzug war ein wenig vorausgegangen. Es war der Vorsitzende des Vereins „Amicitia“.

Eben kam der Laden von Leberecht Niemeyers sel. Witwe in Sicht. Mir wurde schwach: vor der Türe stand die Goldselige. Der junge Mann mit dem Pausbackengesicht war im Begriff, sich zu verabschieden.

Ich sah, wie der Vorsitzende des Vereins „Amicitia“ bei den beiden stehen blieb. Die Verabschiedung wurde unterbrochen, und gemeinsam warteten die Drei auf unser Näher-

kommen. Als wir vorbeigingen, hörte ich die Goldselige sagen: „Ja, und denken Sie, Herr Moltenmüller, nachmittags, als ich mitterteilsallein war, sind die beiden Irren noch bei mir im Laden gewesen! Denken Sie nur!“

„Da können Sie von Glück reden, Fräulein Sabine,“ sagte Herr Moltenmüller. „Nicht wahr, Herr Sorgenfrei?“

Herr Sorgenfrei, der junge Mann mit dem Pausbackengesicht, hat das wahrscheinlich bestätigt. Aber gehört haben wir es nicht mehr.

Auf der Polizeiwache erwartete uns außer dem Kommissar ein munterer Herr mit einer blinkenden Hornbrille, der mit Emmanuel im Handumdrehen ein kleines Examen in den Anfangsgründen der Logik begann. Ich erfuhr, daß es Dr. Segebrecht, der praktische Arzt des Städtchens war.

Emmanuel's Antworten erwiesen bald das Einwandfreie seines Denkforgans. Da erbat ich das Wort und fand, als ich unser Erlebnis wahrheitsgetreu schilderte, bei dem Mann der Heilwissenschaft heiteres Verständnis.

„Die Sache muß in die Zeitung,“ sagte er und rieb sich vergnügt die Hände.

Abends, als wir längst in einem andern Ort unsern Einzug gehalten hatten, wird Dr. Segebrecht am Stammtisch der Honoratioren seine blinkende Brille zurecht gerückt und aus dem „Stadt- und Landboten“ die Geschichte vorgelesen haben. Fräulein Sabine aber hat ebenfalls erst durch die Zeitung erfahren, daß die beiden Berrückten eigentlich Verliebte waren. Und da sie selbst der Gegenstand des Verliebtheits gewesen ist, dürfte sie fortan nicht ohne Genugtuung an das Erlebnis zurückdenken, auch wenn sie schon lange Frau Sorgenfrei oder Frau Moltenmüller heißen wird.

Der verhezte Leopard.

Von Georg Koenig.

Die Bergketten im Süden meiner Farm im Hererolande wimmelten von Pavianen. Wo Paviane sind, fehlt selten der Leopard. Sind doch diese Affen seine liebste Beute. Reiblos hätte ich den gefledten Raben ihre Affen gegönnt. Als sie aber ein unerwünschtes Interesse für mein Kleinvieh bekundeten, da erklärte ich ihnen den Krieg. Im allgemeinen ist nun die Leopardenjagd weniger gefährlich und aufregend als man glaubt. Nur einzelne Episoden verdienen das Erzählen. Und da fällt mir mein „verhefter“ Leopard ein. Der hat mir das Leben rechtlich sauer gemacht, wie der Leser erfahren wird.

Einer der Leoparden oder, wie man sie in Südafrika nennt, „Tiger“, war ein ganz alter Bursche, den wir an seiner unverkennbaren Spur leicht wiedererkennen konnten. Er zog nämlich die Hinterpranken steif nach. Mit dem schlauen alten Burschen hatte ich einige Begegnungen, bei denen ich nicht immer eine besonders rühmliche Rolle spielte.

Eines Tages pürschte ich auf Perschühner, hatte natürlich auch nur Schrotpatronen bei mir. In der Abenddämmerung schritt ich über eine mit meterhohem Pferdegras bedeckte Fläche zwischen den Uferbäumen des Swatop dahin, als mir plötzlich war, als drohe mir von links eine Gefahr. Ich wandte den Kopf — und hätte mich beinahe vor Schreck hingelekt: da, kaum drei Sprünge von mir entfernt, strich langsam in gleicher Richtung mit mir ein mächtiger Leopard durchs hohe Gras, die funkelnden Lichter auf mich gerichtet, die Lauscher flach an den Schädel gelegt. Kaum hatte ich mein Auge auf ihn gerichtet, als er die prächtigen Fänge entblökte und mich mit einem wütenden tiefen Knurren begrüßte. Eine nette Belagerung! Es war der Alte, die steifen Bewegungen der Hinterhand verrieten es. Automatisch stolpere ich weiter, während mein Hirn fieberhaft arbeitet. Was tun? Auf diese Entfernung mit Schrot auf die Bestie schießen, wäre Selbstmord mit Überlegung gewesen. Etwa eine Minute lang pürschen wir so nebeneinander her, uns gegenseitig wütend ansehnend. Ich kam dabei nicht mit. Im Zähneklischen und Knurren war mir die Kasse weit überlegen. Es gefiel mir in ihrer Nähe ganz und gar nicht. Wirklich nicht! Ich ändere meine Richtung etwas nach rechts, um allmählich den Abstand zu vergrößern. Was geschieht? Auch Freund Tiger schwenkt ein wenig nach außen ab. Der Abstand zwischen uns wird größer. Der Leopard beginnt zu traben. Ich auch. Jetzt erreiche ich die ersten Bäume des lichten Uferwaldes. Ein Blick über die Schulter zeigt mir, daß weit drüben auch mein Begleiter hinter den Stämmen verschwindet, in weiten Galoppprüngen. Ich atmete auf. Zwei Stunden später war ich wieder an Ort und Stelle, mit der Kasse und der Meute: der Leopard war wie fortgeblasen. Die Nachsuche blieb vergebens.

Das nächste Mal suchte der fiedige „Opapa“ mich des

Nachts auf. Aus süßem Schlummer weckte mich wütendes Hundegebell. Vor mir stand mein Deadbov, der alte Herero Jakuba, mit seinem Kiri (Schlagkeule aus Hartholz). „Mistera, omenene tamb! Dadahanna!“ („Schnell, Herr, ein Leopard!“) Im Schlafanzug, barfuß, stürzte ich mit der Büchse in der Hand aus der Hütte, überaus fühlbar über die Steine der Feuerstelle vor der Tür stolpernd. Draußen herrscht Pandämonium. Die Hunde bellen, jaulen, winseln wie verrückt. Einer meiner Simmenthaler Bullen rast wie toll um die Viehpyrsche, ein riesiges polterndes und klapperndes Etwas hinter sich herzerrend. Und über all dem Tobwabobu grinst seelenruhig der Vollmond. Von dem Leoparden fanden wir nur die Spur: es war der Alte. Mit ihm war ein feister Ziegenbock verschwunden. Jetzt wandte ich meine Aufmerksamkeit dem rasenden Bullen zu. Das sonst seelengute Tier war wild geworden. In finsterner Nacht mußte ich mein Debüt als Stierkämpfer absolvieren. Mit Jakubas Keule bewaffnet sprang ich dem Bullen in den Weg und schlug ihm die schwere Keule zwischen die Hörner. Das brachte ihn zur Vernunft. Willig wie sonst ließ er sich am Ohr leiten. Jetzt untersuchten wir sein rätselhaftes Anhängel: es war das Wellblechdach des Bullenstalles. Das vor kurzem erst importierte Tier wurde zum Schutz gegen die Nachtkälte abends in Decken gebüllt. Aus Versehen hatte Jakuba am Abend vorher den Bullen mit dem Deckengurt am freistehenden Dachträger festgeschnürt. Durch die Bitterung des Raubtiers oder den höllischen Lärm erschreckt, hatte der Bulle das Freie gesucht und auf der nächtlichen Exkursion gleich das ganze Dach mitgenommen. Es wurde Morgen, ehe alle Spuren des groben Unfuges und der nächtlichen Ruhestörung beseitigt waren.

Eine geradezu kfläliche Rolle spielte ich bei der dritten Begegnung mit dem verheerten Vieh. Wir hatten festgestellt, daß der gesteckte Ast an einer bestimmten Stelle nachts das trodene Flußbett durchquerte. Auf einer Bauminsel mitten im Flußbett ließ ich ein hohes Dornverhau anlegen. Eines Nachts lauerte ich dort mit dem getreuen Jakuba auf den Ästen vom Berge. Am Baum über mir, an einem Aststummel, hing meine Büchse. An einem Ast über uns baumelte ein kurbisartiges Gebilde herab, das ich für ein verlassenes Nest des Webervogels hielt. Ich war etwas eingenickt, als nach einigen Stunden der Herero mich anstieß. Drüben am Ufer, kaum einen Steinwurf entfernt, stand ein dunkler Körper, im hellen Mondlicht sich abhebend von dem schneeweiß glänzenden Sande: das mußte er sein! Vorsichtig erreichte ich nach der Büchse. Der Lauf stößt gegen das vermeintliche Webervogelnest. Und dann passiert etwas ganz Entsetzliches! Ein grimmiges Surren und Summen erfüllt plötzlich die Luft. An drei Stellen meines Körpers gleichzeitig fühle ich brennende Stiche. Da, wieder fährt es mir wie ein Stich mit glühender Nadel durch den Hinterkopf: Schlupfwespen! Das „Webervogelnest“ war ein Wespennest! Zu Hunderten surrten uns Anallästischen die über zolllangen Stacheln um die Ohren, wieder und immer wieder zuckten ihre Stacheln in unsere armen Körper! Es war schrecklich! Vergessen war der Leopard. Mit dem Mut der Verzweiflung warfen wir uns in das Dornverhau, frachend brachen die dürren Äste, überall sticht's in meinen Selbsten: sind's Dornen oder Stachel? Gaa! ich bin durch die Dornenwand hindurch und stürme wie toll durch den tiefen Sand des Flußbetts dahin, die Arme wie Windmühlensklügel um mich wirbelnd. Noch immer summt und surrt es um meinen armen Schädel. Vor mir springt Jakubas dunkle Gestalt in tollen Sprüngen hin und her. Erst kurz vor der Farm verlassen uns unsere Bedränger. Da erst fiel mir ein, daß meine Büchse noch draußen unter dem Teufelsbaume lag. Mehrere Tage stitten Jakuba und ich an starkem „Wespenneststieber“. Und lange dauerte es, bis ein kritischer Beschauer unsere männlich schönen Köpfe von mißratenen Kürbissen unterscheiden konnte. Wie mag der verfluchte Leopard geizt haben, als er unsere wilde Flucht sah!

Doch, wer zuseht lacht, lacht am besten. Einige Wochen später war ich mit einem Gast auf der Rudutagad droben in den Bergen. Von einem einsamen nächtlichen Wirtshaus lehrte ich beim Erblaffen der Sterne zu unserem Lagerplatz, einer Wasserstelle in tiefeingeschnittenem Tale zurück. Eben vergoldeten die ersten Strahlen der Sonne die höchsten Schroffen der Berge, als ich den Höhengrad erreichte, hinter dem unser Tal lag. Drunken am Wasser bereitete mein Freund über klackerndem Feuer den Morgentaffee. Ich hatte schon den Mund geöffnet, um ihn mit Zurs zu begrüßen, als ich etwas sah, das mich veranlaßte, mich sehr plötzlich an den Boden zu schmiegen: auf halber Höhe der senkrechten Talwand lag, auf einer breiten Felsplatte faul ausgestreckt, ein mächtiger Leopard, der durch die Lücke zwischen zwei Felsblöcken hindurch dem Tun meines Freundes mit fast naiv anmutender Neugier zusah. Ich überlegte

nicht lange, sondern hielt hin und ließ fliegen. Beim Krach des Schusses, den die Felswände zurückwarfen, setzte mein Freund unten im Tale sich vor Schreck überaus plötzlich auf den Boden, glücklicherweise den Kaffeeteller krampfhaft haltend. Ganz verstört ließ er seine Blide umherschweifen, um den verborgenen Schützen zu entdecken. Groß war seine Freude, als er von meinem Jagdaliid erfuhr. Der Leopard war fast im Feuer verendet. Es war der verheerte alte Kater. Ragelst war er also doch nicht.

Der Geschäftsmann.

Es ist schon zwanzig Jahre her, da bekam ich, ein Pennäler in den besten Kegelzahren, von meinen Eltern den Auftrag, einen wertvollen alten Zinnkrug zum Ausbessern zu tragen.

Der wackere Münchener Handwerksmann und Kleingewerbetreibende empfing mich mit jenem hierzulande nicht seltenen mütterlichen Augenaufschlag, der ungeschärfte belagen will: „Ja, muß jetzt der Depp ausgerechnet zu mir kommen, als ob's in der ganzen Stadt keinen andern Zinngießer gäbe!“

Er besah sich den zögernd hingereichten Krug, lange, ohne ein Wort zu sagen. Ich ließ derweil meine Augen durch den finstern Raum gehen und entdeckte eine Aufschrift in Riefenlettern: „Reparaturen, wo in sechs Wochen nicht abgeholt werden, wird nicht abgeholt!“

Der Meister fing nun tiefinnig zu grunzen an, es wäre eine saubere Arbeit und solche Stüchle würden jetzt nicht mehr gemacht. Und heutzutage sei die ganze Zinngießerei eine . . . worauf ich mich, längere Aufklärungen scheuend, zurückzog.

Die Jahre fliehen pfeilgeschwind. Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe, hat weiß Gott was im Kopf und so ist es begreiflich, daß ich auch den Zinnkrug völlig vergaß. Aus den Augen, aus dem Sinn — bis eine notwendig gewordene Lösung unserer Suppenscheffel den ganzen zinnernen Komplex unheilvoll an die Oberfläche meines Bewußtseins zerrte.

Schlotternd vor Angst machte ich mich auf die Suche nach dem Meister. Er konnte ausgezogen oder gestorben sein, ich wußte nur mehr undeutlich, wo er wohnte. Aber siehe da, noch prangte an derselben Stelle die verschmutzte Aufschrift: „Alois Hirneis, Zinngießereigewerbe.“ Und da sah auch der Meister, nur ein wenig gealtert, mütterlich wie einst, auf seinem Platz. Ich stürzte hinein, stotterte, ob er mich noch kenne, ob er sich erinnere, es sei zwar schon lange her. . . Er unterbrach meine aufgeregte Rede mit den sachlichen Worten: „Ja, ja, Sie möchten Eahna Zinnkrug, wo S' mir neulich bracht ham. Da droh'n steht's no!“ Ich stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, den der gute Mann jedoch offenbar mißdeutete. Denn mit jäher Zornröte im Gesicht sprang er auf und bestellte mich an: „Ja, meinen Sie, wegen Eahna kann i mi dastür'n? I bin no net dazukomma! Na trag'n S' halt Ihr Glump zu wen andern, wenn's Eahna gar zu preßiert!“ Und holte den Krug herunter, stellte ihn vor mich hin und wandte sich, ohne mich eines weiteren Wortes zu würdigen, seiner Arbeit zu. Meine entgeisterten Blide hingen aber noch lange an der Aufschrift: „Reparaturen, wo in sechs Wochen nicht abgeholt werden.“ Dr. E. K.

Gesellschaft und Mode

Der Bubikopf von 1927. Da man zu Neujahr gern prophezeit, so haben sich auch führende Persönlichkeiten der französischen Mode über die höchst unsicheren Aussichten des Toilettenstils im neuen Jahr mit einiger Sicherheit ausgesprochen. Eine Modedesignerin gibt uns die Auskunft, daß die Frauentracht 1927 wieder weiblicher werden und die Taillienlinie höher hinaufzucken werde. Am interessantesten aber ist, was der König der Pariser Haar-künstler, Antoine, über den Bubikopf von 1927 erklärt hat. „Einfachheit wird die Grundnote der weiblichen Haartracht im neuen Jahr sein“, sagte er. „Die Frauen von heute sind zu praktisch und zu verwöhnt, um sich kunstvolle und beschwerliche Coiffuren aufdrängen zu lassen. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß lange Haare noch unbeliebt als bisher sein werden. Die Frau, die endlich einen Stil der Frisur gefunden hat, den sie beim Tennis und beim Reiten, bei der Arbeit und beim Vergnügen, bei Tage und bei Nacht innehält, wird sich diesen Vorteil nicht aus der Hand winden lassen. Der Bubikopf wird während des Tages einfach und schlicht getragen, während man ihn für den Abend in Wellen legt. Wie kurz das Haar getragen wird, das hängt vom persönlichen Geschmack ab; aber die Mehrzahl der Damen wird den Herrenschnitt besser vermeiden.“